

Spielräume des Unverfügbaren.

Mit „Konfigurationen“ dokumentiert die dekonstruktive Medientheorie ihren Forschungsstand

Dass Medien eine kulturprägende, ja sogar kulturstiftende Funktion besitzen, wird nicht mehr bestritten. Den integralen Zwang, den der Computer auf Einzelmedien ausübt, auf Schrift, Bild und Ton, nötigt Beobachter dazu. Seitdem ist es Mode geworden, den „Überbau“ von Gesellschaften auf seine mediale Konstruiertheit hin zu prüfen. Unter Kulturwissenschaftlern wenigstens. Umstritten ist jedoch, welcher Status den Medien dabei zukommt: Stellen sie bloß eine Matrix dar, ein Feld von Möglichkeiten, in das sich Mythen, Diskurse, Programme einschreiben? Erweitern Medien den Wirkungskreis des Menschen, schaffen ihn sogar ab? Oder sind sie Agenten, die unseren Wahrnehmungsformen, Wissensordnungen und Kommunikationsstilen ihren „Willen“ aufzwingen?

Diese „black box“ gegenwärtiger Epistemologie zu klären, bemüht sich seit Jahren eine Forschungsgruppe um den Medien- und Kulturwissenschaftler Georg Christoph Tholen. Und das mit viel Kraft, Geduld und Ausdauer. Unzählige Workshops, die Zeitschriften *Fragmente* und *Spuren* (inzwischen eingestellt) und Kompendien zeugen von diesen Bemühungen. Armiert mit der Metapsychologie Lacans, dem Dekonstruktivismus Derridas, der Technologie-Kritik Heideggers und, was oft vergessen wird, der negativen Hinterlassenschaft der kritischen Linken will man den medialen Ermöglichungsgrund, der Gedächtnis, Denken und Wahrnehmung trägt, diskursiv erschließen und methodisch zugänglich machen.

Aus diesem Grund konzipierte und organisierte man vor zwei Jahren in Kassel einen großen Kongress: „Konfigurationen. Zwischen Medien und Kunst“. Die Abläufe und Ereignisse der Veranstaltung, die kulturelle Semantik der Vorträge und Diskurse wurden seinerzeit für *Telepolis* (www.heise.de/tp/inhalt/deutsch/konf/2204/1.html) festgehalten, kritisch beobachtet und ausführlich kommentiert; die Ergebnisse dieser Tagung liegen jetzt in gedruckter Form vor, erweitert um eine CD-ROM, die das Geschehen rund um den Kongreß in Wort, Bild und Ton begleitet und visualisiert, Interviews mit ausgewählten Rednern versammelt und Links zu anderen, weiterführenden Adressen und Diskursen bietet.

In beiden Medien resumieren die Kasseler zum ersten Mal umfassend den state of the art. Sie präsentieren, was das semiotische Paradigma leistet und zur Abklärung dieser Fragen epistemologisch beitragen kann. Noch einmal – ist man geneigt, hinzufügen. Denn mit der Heimatlosigkeit der Zeichen zu hantieren, hat seinen intellektuellen Reiz eingebüßt. Diese Hypersemiotik, inzwischen zum Gestus und Jargon geworden, hat sich abgenützt, sie repetiert Vertrautes oder dreht sich im Kreis. Ein Blick auf aktuelle gender Debatten oder cultural studies genügt. Zudem scheint der Traum von einer unendlichen Verknüpfbarkeit von Zeichen, Symbolen und kultureller Codes ausgeträumt. Und das nicht nur, weil die Destruktion des „großen Anderen“ zu vielgestaltig kleinen, aber nicht minder mächtigen Abhängigkeiten geführt hat. Man lese daraufhin den Text von Slavoj Zizek über die Latenz ödipaler Strukturen im Cyberspace. Sondern auch, weil die Aufmerksamkeit für Grenzen im Experimentieren mit Stilen, Masken und Schnittstellen wieder gewachsen ist, für Physiken, Territorien, Topographien, Architekturen ..., Traditionen, Gewohnheiten, Mentalitäten ... – Themen und Probleme also, die das kulturalistisch-semiotische Genre schon für abgehakt und erledigt geglaubt hatte.

Von dieser Umorientierung des Diskurses wird in dem über fünfhundert Seiten starken Werk nicht geredet. Dafür wird der Leser in jene „Geheimnisse“ eingeweiht, die eine dekonstruktiv operierende Medientheorie provoziert. Zunächst einmal in ein Paradox, mit dem die Forschung sich bekanntermaßen dort herumschlägt. Sie positioniert das Mediale an einem Ort, der a priori und qua definitionem Leerstelle bleibt, als Nicht-Ort beschrieben wird. Sodann in einen Begriff von Medialität, der mit „Übertragbarkeit“ übersetzt wird, und um seine beiden anderen Komponenten: die Speicherbarkeit und Verarbeitbarkeit von Daten überraschend verkürzt wird.

Wie Christoph Tholen in seinem grundlegenden, mitunter kryptisch, aber äußerst dicht gewebten Eingangsstatement betont, fällt Medialität weder mit dem Nicht-Diskursiven zusammen, jenem Mix aus Apparaturen, Betriebssystemen und Prozessoren auf der einen Seite und Institutionen oder Organisationen auf der anderen. Noch kann es gleich der Imperialität der Signal- und Nachrichtentechnik gesetzt werden. Das liegt zum einen an der, wie Tholen das nennt, „Metaphorizität“ des Computers. Gemeint ist damit nur, daß die Maschine keineswegs in seiner Rechenhaftigkeit aufgeht. Je nach Bedarf kann sie als

Werkzeug, Apparat, Schreibmaschine oder Medium Verwendung finden und auf der Outputseite vielfältigste Anschlüsse provozieren. Von einem „eigentlichen Sein“ dieses Universalmediums kann jedenfalls nicht die Rede sein. Zum anderen schafft die digitale Codierbarkeit, die der „Als-ob“-Maschine seit den Tagen John von Neumann eingehaucht worden ist, einen symbolischen Raum aus „nicht-essentialistischen Relationen“. Dieser Nihilismus des Medialen führt dazu, dass das Digital trotz der ihm immanenten Befehlsgewalt prinzipiell offen ist für vielgestaltige Neu-„Konfigurationen“, für Darstellungsweisen und Erzählformen des Films und der Fotografie, des Theaters und der Literatur, der Musik und der Malerei etwa. Wie komplex und heterogen diese mitunter sein können; wie sehr sich diese wiederum überlagern und ergänzen, gegenseitig potenzieren oder simulieren können, wenn sie sich mit anderen Medienformen vermengen; und welche neuen Sicht- und Hörbarkeiten dadurch erzeugt werden können, präsentiert und lotet das Buch aus. Insbesondere im zweiten Teil, wo vehement die Leistungskraft des poststrukturalistischen Paradigmas ausprobiert und auf mediale Formen oder Kunstprodukte, auf Computerspiele, virtuelle Museen und Bildverarbeitung übertragen wird. Langweilig und öde wird es, wenn die bekannten Lieblingsfiguren des Genres, „vernetzte Subjektivität“, „Datenflaneur“ und „transzendierter Körper“ wiederkehren oder mit ärgerlichen Wortspielereien à la „Präsens/z“ herumgeführt wird.

Vielleicht ist es die „Maßlosigkeit der Medien“ (H. D. Bahr), die die Beobachter dazu verführt, diesen Spielraum des Digitalen mit „phantasmatischen“ Diskursen, mit Mythen, Ideologien, Ersatzreligionen aufzuladen. Mit Unheilssemantiken etwa, die in der Eskalation der neuen Medien entweder den Sieg der Mittel über den Zweck diagnostizieren oder das Verlustiggehen der empirischen Welt beklagen. Oder mit Heilsversprechen, die von Mensch-Maschine-Symbiosen, globalen Dörfern, Gehirnen oder Gemeinschaften phantasieren, sich von den Netzwerken ein Reich unbegrenzter Kommunikation, umfassender Demokratie und ein hohes Maß an individuellen Freiheiten erwarten oder Bürgern die virtuelle Lösung irdischer Probleme und Unzulänglichkeiten prophezeien. Tholen weist mit Recht darauf hin, dass diese Schließung des Virtuellen nur da passieren kann, wo der unterbrechende Eingriff des Medialen, sein dekonstruktiver Charakter verkannt, der unvordenkliche, für Menschen unbewohnbare Raum, den das Mediale aufspannt, imaginär übersprungen wird.

Die Skepsis gegenüber dieser Prosa, die Sensibilität für Holismen, Finalismen oder Totalitarismen verwundert daher nicht. Vor allem in Kassel, wo traditionell das Sperrige, Rand- und Widerständige zu Hause ist, kulturelle, ethnische und geschlechtliche Unterschiede gegen Vereinnahmung durch Glaubens- und universelle Deutungssysteme verteidigt und die geistige Verwandtschaft von Derrida und Benjamin und Adorno, von Metaphysikkritik und theologischem Bilderverbot also, hergestellt wird. Für das Lokale und Regionale Partei zu ergreifen, vor globalen und universellen Lösungen zu warnen und dem Unverfügbaren seine Referenz zu erweisen: zu diesen Codizes hat sich der postmoderne Intellektuelle dort verpflichtet. Eine Studie, die archäologisch verführe, würde vermutlich dies ans Licht bringen; aber auch die Permanenz einer politischen Theologie, die ihren Grund in der Umkehrung eines kabbalistischen Motivs fände. Dieses besagt, kurz gesagt: dass eine neue „Welt der Reinheit“ anbreche, wenn es gelänge, die in der Diaspora lebenden, in aller Welt verstreuten Samen und Funken einzusammeln.

Von einem Diskurs des Anderen wäre mithin zu sprechen, von einem Meta-Diskurs, der der Medialität der Medien eingeschrieben ist und den sie fortschreibt. Dieser soll verhindern, dass das „Ende der Welt“ ausbricht, auf den St. Nimmerleinstag verschoben wird. Und das ist wichtig, weil nur so Kontingenz bewahrt, individuelle und gesellschaftliche Zukünfte eintreten können. Die Theologie hat dafür einen Begriff parat, der hier Verwendung findet: Die Medialität der Medien operiert als kat echon, als Aufhalter eines Prozesses, der auf eine „globale Integration“ (S. Weber) von Kulturen, Individuen und Ideen hinausläuft. Dazu passt auch die heftige Verteidigung der Medialität vor jeder instrumentellen Verkürzung oder anthropologischen Umklammerung. Medialität hat nichts mit Mitte, Milieu oder Vermittlung gemein, sie ist etwas, was dem Adressaten widerfährt, ihm zustößt und den Sinn einer Nachricht entstellt und verzerrt. Dieses Zutun des Mediums entgeht dem Bewußtsein. Medialität fällt erst auf, wenn das Medium patzt, es die Kommunikation stört oder den Fluss der Information unterbricht.

Neu ist gewiss, dass man sich in Kassel von reduktionistischen Theorien zu lösen beginnt. Offenbar ist man überzeugt, dass multimediale Verwendungsweisen und medienästhetischen Inszenierungen mehr über die Befindlichkeiten von Kulturen sagen als die Taktfrequenz, Speicherkapazität und Rechenleistung von

Chiparchitekturen. Zwar warnt Tholen die „jungen Wilden“ in Kassel eindringlich davor, auf die Errungenschaften der Diskursanalyse zu verzichten und bloß noch zwischen Medien (Sprache, Schrift, Computer) oder Programmen und Oberflächen hin und her zu zappen. Ohne medienhistorische Reflexion auf das, was den technischen Horizont erst eröffnet hat, verschwände der „zäsurierende“ Effekt des Medialen aus den Augen. Doch scheint diese Warnung kaum gehört zu werden. Von Hardwareoffensiven und Kriegsmetaphorik ist jedenfalls kaum noch etwas übrig geblieben. Nur noch ein Text, und zwar der von Bernhard Siegert und Axel Roch über „Maschinen, die Maschinen verfolgen“, repräsentiert im Buch jene harte Linie, die den Medien eine „determinierende Wirkung“ (H.D. Bahr) unterstellt.

Nicht einleuchten will, warum gegen die soziologische Medientheorie in Kassel noch so große Vorbehalte herrschen. Wer sie liest, muss in ihr einen Verbündeten erkennen. Auch sie operiert mit „offener Programmierbarkeit“. Autopoiesis und Autologik der Systeme orientieren sich daran. Zudem hat die Systemsoziologie mit der Medium-Form-Unterscheidung ein Modell vorgelegt, das in der Lage ist, auch ohne Entschlüsselung der eigensinnigen Struktur des Medialen, jene medientheoretischen Schlüsse zu suchen, die auch in Kassel bevorzugt werden. Auch die Soziologie mag es, auf der Ebene der Interfaces, Semantiken und Codes zu operieren, ohne sie auf das zurückzurechnen, was informationsbautechnisch möglich ist. Spätestens hier rächt es sich, wenn man ohne Not auf die Frage nach Verarbeitbarkeit und Speicherbarkeit von Daten verzichtet. Andererseits sollte man sich dagegen wappnen, in jene Falle zu tappen, die Hypersemiotiken bieten. Sprache kann Effekte der „Welthaltigkeit“ nicht vermeiden. Auch wenn die Maschine Natur und Geist, Technik und Kultur auf einer einzigen Oberfläche zu vereinen scheint, enthebt dieses integrale Moment den Beobachter nicht der Aufgabe, notwendige Unterscheidung in den Diskurs wiedereinzuführen und zwischen Medieneffekten und sozialen Missständen, diskursiver Herstellung eines Problems und der Sache selbst präziser zu diskriminieren.

Das An-Stößigste des Buches stammt vielleicht von Hans-Joachim Lenger. Am Ende seiner Betrachtungen über die Un-Möglichkeiten einer ontologischen Medientheorie schließt er mit der Frage, welches Begehren sich im Willen zur Technik, im Formulieren einer globalen Medientheorie äußert. Diese Frage zu stellen ist sicher nicht neu – und die Psychologie, die das beschrieb, wohl auch

nicht. Ein Werk aber, das sich dieser Aufgabe stellt, könnte Aufschlußreiches hervorholen, für Medientheoretiker und –wissenschaftler wenigstens.

Konfigurationen. Zwischen Medien und Kunst. Hrsg. Von Sigrid Schade und Georg Christoph Tholen, München: Fink 1999, 543 Seiten, 98 Mark. Zu beziehen auch bei Christoph Tholen, Uni Kassel, Gottschalkstr. 26, 34127 Kassel.